

# Das Ried

Autor(en): **Stahl, Willi**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Thurgauer Jahrbuch**

Band (Jahr): **17 (1941)**

PDF erstellt am: **17.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-699631>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Das Ried

Von Willi Stahl

Das Dorf besaß Wiesen und Äcker; aber den größten Teil seines Gebietes bildete das große Ried. Als Überbleibsel eines vorgeschichtlichen Sees lag es zwischen bewaldeten Hügeln gebettet und hatte von dessen blauschimmernder Lebendigkeit bloß eines in die Neuzeit hinübergerettet: die Ruhe. Auf der föhrenbesetzten Riedeck ließ es sich an warmen Frühlingstagen wohligh inmitten süßduftender Buchsblumen liegen und in das Schweigen der Gegend hineinlauschen, um mit dem Geruch von Harz und warmer Erde den Hauch von Jahrtausenden einzusatmen. Zu Häupten rauschten die Wipfel, und hoch in der Luft kreiste der Bussard.

Wenn in der Tiefe des Riedes der Frühling aufbrach, wenn der moosige, von Seggen und Erika durchsetzte federnde Rasen sich voll Sonne sog, dann begab sich die Gemeinde hinab und stach Torf, alle Familien mehr oder weniger zur selben Zeit. Die Kinder trugen das Essen und halfen beim Verlegen der ausgestochenen Klöße und hatten so teil an einem überlieferten Tun, das, wie in den Rebbergen der Wimmel, jedes Jahr zum Feste wurde. Dabei bestand die festliche Stimmung in gar nichts anderem, als daß einmal im Jahre die Menschen der Gemeinde auf dem gleichen Stück Erde sich zusammenfanden, daß man Späße hinüber und herüber warf, einander bei der Arbeit aushalf und voneinander Most borgte, wenn das eigene Krüglein zu schnell hohl geworden war.

Und weil es eben ein Fest war, hatte dieser oder jener sich erlaubt, die Flinte mitzunehmen, und wenn eine Ente im Röhricht saß, donnerte ab und zu ein Schuß. Das gehörte zum Riede so gut als zu einer Hochzeit.

Die Ruhe dieses Riedes war ein wichtiger Teil der Gemeinde. Das Ried war das Stück Boden, worauf sichtbar ein letzter Überrest alter Dorfgemeinschaft gepflegt wurde.

Das Ried ändern, hieß die Gemeinde ändern!

Zwar gehörte bereits nicht mehr das ganze Ried der Gemeinde. In seinem westlichen Teile, dort, wo ein Bach einen Geschiebekegel in das sumpfige Gelände vorgetrieben hatte, war in der Mitte des vorigen Jahrhunderts von einem Rousseaujünger ein Institut gegründet worden; aber offenbar besaß das Ried nur zu viel dieser Rousseauschen Stille. Vielleicht auch war die in den Sümpfen konzertierende Kurmusik zu eintönig, item, die Schule kam nach kurzer Wirksamkeit in Konkurs. Nach der Jahrhundertwende wurde sie von einem Unternehmer in eine Anstalt umgewandelt, die sich unter tüchtiger Leitung als ein blühendes Geschäft erwies. Nach wenigen Jahren durfte diese Anstalt daran denken, den Betrieb zu vergrößern, und gelangte an die Gemeinde Schuppisrüti mit dem Ersuchen, ihr das

ganze Ried käuflich abzutreten, damit es in Kulturland umgewandelt werde.

Viele Schuppisrüter waren der Ansicht, daß tatsächlich die Anstalt zu rentablerem Betriebe mehr Boden benötige und die Gemeinde ihr das Ried wohl abtreten dürfe, da der Musterbetrieb ihr gut anstehe und zu unterstützen sei, um so mehr, als die Bauern keine Lust verspürten, ihr eigenes Geld in das Ried zu stecken und der Streue- und Torfertrag durch das Angebot mehr als genügend kapitalisiert wurde.

Es machte ganz den Anschein, daß der Riedhandel zustande komme und eine Abstimmung nur noch eine formelle Sache sei.

Schuppisrüti aber erlebte eine Sensation.

Für den Verkauf des Riedes waren vor allem zwei Männer nicht zu haben: der greise Ortsvorsteher und Bürgerpräsident Hanskonrad Schuppli sowie sein Freund, der erst vor zwei Jahren wieder ins Dorf zurückgekehrte Jahrmaktfahrer Jakob Schoch. Dieser hauste zusammen mit einem Pony, einem Papagei und einem Kanarienvogel im Hochhus, dem einstigen, alle Häuser des Dorfes überragenden Zehnthause.

Daß der Bürgerpräsident sich gegen den Riedhandel wehre, das ließ sich erwarten, das war er seinem Amte schuldig; zudem war es nun während mehr als dreißig Jahren seine Aufgabe gewesen, jeden Frühling die Torf- und Streuteile auszustecken, so daß er mit dem Riede weit mehr verwachsen war als die übrigen Bürger. Dennoch glaubte man nicht, daß er sich zu einer Gegenaktion aufgerafft hätte, wenn er nicht durch Jakob Schoch dazu ermuntert worden wäre.

Man verwünschte es wieder einmal mehr, daß der Jahrmaktfahrer zurückgekehrt war, um, wie er zu sagen pflegte, nichts mehr zu begehren als den friedlichen Genuß seiner alten Tage und die Unabhängigkeit eines wenig einträglichen Futterwarenhandels. Häufig sah man ihn im Gemeindewalde oder im Riede herumstapfen. Auch schien es ihm besondere Freude zu machen, mit einem Photographenapparat, einem Filmkasten sogar, den Leuten bei der Arbeit aufzupassen; denn, sagte er, weil er ja nicht wisse, ob er nicht nochmals mit seinem Jahrmaktwagen losfahren werde, um als Kinoherr wieder einmal etwas zu verdienen, müsse er beizeiten sich nach etwas Rechtem umsehen. Und was gäbe es Schöneres, als einmal den verwöhnten Städtern einen Film der ländlichen Ruhe und Arbeit zu zeigen! Tatsächlich war dies das Anziehende gewesen am Kino Schoch, daß bei seinen Aufführungen nicht bloß die üblichen Lustspiel-, Wildwest-, Detektiv- und Liebesfilme gezeigt wurden. Jakob Schoch hatte vielmehr sich mit den nötigen Apparaten ausgerüstet, um

selbst ab und zu einen Nebensfilm aufzunehmen, etwa ein Stadt- oder Dorfbild, eine Markt- oder Festszene, und es bildete dies ein besonderes Ergötzen in seinem Zelte, daß während einer Filmvorführung plötzlich einige Zuschauer sich selbst auf der Leinwand entdeckten, wobei es ein großes Gelächter absetzte, wenn die guten Leutchen sahen, wie sie mit einem Krämer feilschten oder an einer Portion türkischem Honig leckten.

So stapfte der alte Schoch oft durch die Gemeinde, lauerte hinter allen Hägen und Büschen, hinter allen Häusern und Ställen auf günstige Momente. Vor allem das Ried aber hatte es ihm angetan. Stunden-, tagelang sah man ihn immer wieder an der Riedeck sitzen und in das Torfland hinabträumen, vielleicht auf einen kreisenden Bussard lauern oder auf einen majestätisch ziehenden Fischreiher. Aber auch den Wasserlöchern galt sein Besuch, dem Kanale und der im Riede arbeitenden Gemeinde. Manch einer hatte ihm dabei gesagt:

«Man könnte fast meinen, daß du des Riedes wegen heimgekehrt seiest.»

Dann hatte er geantwortet:

«Es ist auch für einen Vaganten schön, wieder einmal eigenen, das heißt Gemeindeboden, unter den Füßen zu haben!»

Und gegen die Anstaltweisend fügte er bei:

«Verschandelt mir nur das Ried nicht!»

Es war ganz klar, daß dieser Jahrmarktfahrer auch nicht für den Riedhandel zu haben war, und wenn man es auch sonst sehr schätzte, daß er als einer, der lange Jahre draußen in der großen Welt verbracht, viel gesehen und gehört hatte, ihr Schuppisrüter Land auf einem Film verewigen wollte, jetzt kam doch seine Anwesenheit recht ungelegen.

Den Vorsteher und den Jahrmarktfahrer sah man denn auch in diesen Tagen recht häufig beisammen, und Jakob Schoch hatte eines Tages zu seinem Freunde gesagt:

«Vorsteher, ich weiß, auch dir ist das Ried mehr als eine zwei- oder dreiprozentige Obligation, die einfach bei günstiger Gelegenheit konvertiert oder abgeschoben wird. Wir zwei wollen uns wehren für das Ried. Aus einem ganz einfachen Grunde: Wer das Ried verkaufen will, der tut, als ob das Bürgergut ihm persönlich gehöre und er folglich frei darüber verfügen könne. Wir haben aber gar kein Recht, dies Bürgergut zu verkaufen, denn es gehört der Gemeinde, und diese umfaßt nicht bloß die heute lebenden Bürger, sondern auch die kommenden. Und es geht wohl nicht an, daß wir im Namen unserer Nachkommenschaft über Grund und Boden verfügen. Es liegt an dir, Vorsteher, in Gemeindeprotokollen und Gesetzen nachzusehen, was du vorkehren willst gegen den Handel. Ich meinerseits möchte in diesen Kampf eingreifen mit einer Kinovorstellung. Vielleicht kann ich den Leuten ein bißchen die Augen öffnen.»

Der Vorsteher schüttelte zwar den Kopf ob seines Freundes Plan. Da er aber schon manchmal «ge-

wundert» hatte, ob wohl je einmal etwas von dem wieder zum Vorschein komme, was Schoch seit seiner Anwesenheit in Schuppisrüti alles in den Filmkasten gebannt hatte, stimmte er zu und versprach, sich ebenfalls gründlich vorzubereiten.

Jakob Schoch hingegen hatte noch etwas auf dem Herzen.

«Hanskonrad, nur eine Bedingung: Wenn wir das Ried retten, dann hast du nichts mehr gegen den Julius Seiler.»

Des Vorstehers Stirne bewölkte sich wieder:

«Das Babetchen ist zu jung und der Monsieur Seiler soll ebenfalls zuerst trocken werden hinter den Ohren. Überdies ist er derjenige Schuppisrüter, der zuerst für den Verkauf des Riedes stimmen wird. Ein unbequemer Erneuerer, ein unzufriedener Sticker. Das Babetli ist eine richtige Bäuerin, und der rechte Bursche wird schon noch kommen. Lassen wir das außer Spiel. Das Ried ist das Ried und ich würde meinen, es sei ein zu ehrenwerter Handel, um so unbillige Kupplergeschäfte damit zu verbinden.»

Der Jahrmarktfahrer lachte.

«Gut, ich meinte nur so. Vorsteher, am nächsten Sonntag ist Kinovorstellung im ‚Ochsen‘. Ich schlage dir vor, spätestens am andern Sonntag die Riedgemeinde abzuhalten, damit der Eindruck nicht verloren geht.»

«Einverstanden. Und was wirst du spielen?»

«Kamerad, das muß ich erst noch überlegen: Räuber und Poli, dann etwas zum Lachen, ein bißchen Liebe. Na, von allem etwas. Aber das muß du mir schon überlassen. Selbstverständlich wird auch der Herr Bürgerpräsident zu sehen sein, am Ende gar, wie er im Riede Torf sticht. — Natürlich soll alles recht schön und sittsam werden, so wie es unseren Schuppisrütern ansteht. Auf jeden Fall so, daß sie es ihrer Lebtag nicht vergessen werden. Mehr kann ich dir nicht verraten. Ich frage auch nicht, mit welchem Paragraphen du in den Kampf ziehen werdest.»

Die beiden Männer trennten sich, und jeder begann sogleich, sich auf die nahende Entscheidung vorzubereiten. Der Vorsteher suchte in verstaubten Bänden des Gesetzes Hilfe. Jakob Schoch hingegen wählte aus dem Vorrat seiner Jahrmarktfilme dies und das aus, insbesondere spielte er nochmals die Filme durch, welche er in Schuppisrüti aufgenommen hatte. Bereits waren diese Filme entwickelt. Eine heikle Aufgabe aber war es noch, die einzelnen Stücke zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Darüber aber war sich Jakob Schoch klar, daß der Film von Babetchen und Julius Seiler gezeigt werde.

Im Riede hatte Schoch es erfahren, daß Babetchen, des Vorstehers jüngste Tochter, und Julius Seiler, der Sticker, sich offenbar gerne sahen. Er hatte einen Tag lang dem Vorsteher geholfen beim Torfstechen und zwischenhinein gelegentlich eine Aufnahme gemacht. Dabei hatte er entdeckt, daß das Babetchen, wenn es beim Verlegen der ausgestoche-

nen Klöße Rückenweh bekam und sich strecken mußte, immer in der Richtung nach Julius Seilers Teil sich streckte. Denn Julius Seiler stach auch Torf, nicht für sich, da er als lediger Bursche noch keinen eigenen Rauch führte, so doch für seine Mutter. Ja, da schaute das Babettchen immer wieder hinüber zu Julius Seiler und freute sich am Schwunge, womit der Bursche die langen Torfstücke aus dem Wasser holte. Es war aber seltsam, es war, als spürte es Julius, wenn das Babettchen zu ihm hinüberschaute; rutschte ihm sonst nie eine Torfstange vom Messer, so wurde er jedesmal unsicher, sobald er den Blick des hübschen, kraushaarigen Mädchens auf sich gerichtet fühlte, und der Torf fiel vom Messer, ehe er auf dem Karren war und platschte wieder ins Wasser. Dann spielte über Babettchens rundes Gesicht ein feines Lächeln. Sofort aber beugte es sich wieder zu seinen Klößen nieder, wenn es spürte, daß jetzt dann Julius verschnaufend mit der Arbeit inne halte. Dann war es aber an Julius, das Babettchen in Verlegenheit zu bringen; denn auch es schien die Blicke des Burschen zu spüren, und wenn es versuchte, eine Beige von sechs oder acht Klößen vom Karren zu heben, so kam es gewöhnlich auch nicht weit damit. Die Beige brach entweder entzwei oder kippte vornüber. Kurz, es war ein gar neckisches Spiel, das der Jahrmarktfahrer verstohlen beobachtete und von dem es ihm ab und zu gelang, einen Schnappschuß aufzunehmen.

Das reizende Liebesspiel freute ihn um so mehr, als er wußte, daß die Familien Seiler und Schuppli seit Jahrzehnten eines Wasserhandels wegen einander in den Haaren lagen. Offenbar schienen aber Julius und Babettchen davon keine Notiz zu nehmen, sofern sie überhaupt schon über ihr Verliebtsein und dessen Folgen nachgedacht hatten; das seltsame Verwirrtwerden bewies wohl eher, daß da etwas aufkeimte, woran bis jetzt noch niemand gerührt, wovon bis jetzt noch niemand geredet hatte, weder Julius noch Babettchen, noch die Eltern.

Dann hatte sich Jakob Schoch einen Streich erlaubt.

Auf dem Heimweg vom Ried hatte er plötzlich gesagt:

«Nächstes Jahr um diese Zeit bin ich an der Weltausstellung in Gent.»

«Gent?» hatte das Babettchen gefragt. «Wo ist Gent?»

Darauf erzählte ihr der Jahrmarktfahrer von der Blumenstadt unten in den flandrischen Ebenen, wo einst vor Jahrhunderten ein aus Gewerbe und Handel erwachsender Reichtum, die Fülle der Kunst und ein kämpferisches Streben nach Freiheit sich ein Stelldichein gegeben hatten. Er plauderte von den altertümlichen Städtchen mit den lieblichen Glockenspielen auf den Stadt- und Kirchtürmen, deren Melodien wie vertonte Erinnerungen hinwegläuten über trauliche Beginenhöfe, märchenhafte Rat- und Gildenhäuser, verzauberte Schlösser, malerische Baumgruppen und über die zwischen üppigen Ge-

müesfeldern und farbensatten Blumengärten blauen Wasserläufe.

Und schließlich sagte er:

«Babettli, am nächsten Sonntag abend, so gegen vier Uhr, mache ich hinten bei der Riedeck eine Extraaufnahme für die Weltausstellung in Gent. Es ist doch klar, daß ich in Gent dabei sein muß. Also eine Aufnahme mache ich am Riedeck. Dort blühen die Schlehenbüsche so herrlich. Noch schöner kämen sie freilich zur Geltung, wenn so ein Persönchen wie du daran vorbeispazierte. Am liebsten, Babettchen, nicht im Sonntagsfähnchen, sondern in der blauweißen Arbeitstracht, so wie wenn du Kaffee ins Ried tragen müßtest, also einen Korb am Arme. Ich stehe dann oben am Waldrande und filme dich, wenn du vom Dorfe herkommst und dann beim Schlehenbusch ins Ried hinab verschwindest. Willst du?»

Man denke sich, das Babettchen an der Weltausstellung in Gent! Das Babettchen aus Schuppisrüti! Und rasch sagte es zu, machte aber zur Bedingung, daß ja niemand etwas wissen dürfe davon, sonst werde es unter keinen Umständen erscheinen.

Von einer ganz anderen Seite packte Jakob Schoch Julius Seiler.

Als er am andern Tage mit seinem Filmkasten im Schilfe auf einige Enten lauerte, war Julius zu ihm getreten und hatte höchst interessiert nach dem Wie und Was des Kastens gefragt.

«Kann ich hier nicht erklären», meinte Schoch. «Wenn du Interesse hast, will ich dir die Sache gern einmal zeigen, vielleicht bei mir zu Hause oder — noch besser, ja, am nächsten Sonntag mache ich eine Aufnahme am Riedeck. Wenn du willst, so komm.»

Und auch mit Julius hatte er ein Zusammentreffen vereinbart zwischen drei und vier Uhr am Sonntag nachmittag.

Und wie der fragliche Sonntag kam, hatte sich Jakob Schoch schon früh am Mittag ans Riedeck begeben und dort sich eingenistet in den Büschen, so, daß er den Weg vom Dorfe her vor Augen hatte, wie er sich herschlingelt durch die Wiesen, den Bach überquerend, dann die Hügel Nase des Riedecks erklimmend und auf der Höhe hinführend bis zum Schlehenbusche.

Erst kam Julius vom Dorfe her, früher als abgemacht worden war. Bei der Brücke über das Bächlein stand er still und stieg dann hinab, nach Fischen zu sehen. Hernach kam er gegen das Riedeck, schaute sich wacker um, als suche er jemanden, zog ab und zu die Uhr, als hätte er auf eine bestimmte Stunde etwas abgemacht, und setzte sich schließlich, als er Schoch nicht gewahrte, auf der Südseite des Schlehenbusches an die Halde.

Und jetzt kam Babettchen den Weg daher in schmucker Tracht, und auch sie schaute sich überall um, und eben, als sie in der Nähe des wacker kurbelnden Schoch vorbeikam, zupfte sie an einer Margeritenblume, als wollte sie abzählen:

Liebt er mich, liebt er mich nicht?

Dann erhob sich plötzlich beim Schlehenbusche Julius und sah erstaunt das Babettchen vor sich stehen. Und auch das Babettchen war nicht wenig verwundert ob dem Zusammentreffen, und es wußte nicht, sollte es davonlaufen oder nicht.

Julius aber fragte:

«Hallo, Babettchen, wo willst du denn hin mit dem Znünikorb? Es ist ja keine Seele im Riede, und so viel ich weiß, haben wir heute Sonntag.»

Babettchen errötete, wußte aber vor Verwirrung nichts zu sagen.

«Oder gibt es schon Erdbeeren?»

Und wie Babettchen nach allen Seiten schielte, ob nicht irgendwo der Jahrmarktfahrer sich blicken lasse, da ging Julius eine Ahnung auf. Am Ende —!

Er meinte:

«Babettchen, du siehst eigentlich in deiner sauberen Tracht und mit deinem Korb so hübsch aus, daß jetzt der Jahrmarktfahrer da sein sollte, dich zu filmen.»

Er blinzelte ihr neckisch zu.

Sie wollte nicht ausrücken. So fuhr er fort:

«Babettchen, tu doch nicht so! Er hat mich nämlich eingeladen, heute um vier Uhr einer Aufnahme beizuwohnen, damit er mir dabei seinen Kasten erkläre . . .»

Jetzt blitzte ein ehrlicher Zorn über des Mädchens Gesicht:

«Der Erzscheml der! Mich so in den Narren zu schicken!»

Trotzig wollte es sich wegwenden, doch Julius erwischte es bei der Hand und meinte nun ohne allen Spott:

«Du, ich glaube, er hat etwas gemerkt . . .»

«Was? Etwa, daß du im Riede immer zu mir herüberschaust?!»

«Was, ich zu dir? Nein, du zu mir!»

«Nein, du zu mir!»

Und jetzt lachten sie beide, und da der Jahrmarktfahrer sich immer noch nicht blicken ließ, begannen sie Hand in Hand auf dem Weglein hin und her zu wandeln, und ein Glück fing an in ihnen so stark zu läuten, daß sie es kaum hörten, wie jetzt Jakob Schoch, den dreibeinigen Filmkasten auf der Schulter, vom Walde herabstapfte und erfreut rief:

«Ich habe die Vögel erwischt. Ich habe sie . . . !»

Und lachend wies er hinauf zu den zwei Bussarden, die ruhig überm Riede ihre Kreise zogen.

Er tat nicht dergleichen, als wüßte er etwas von dem, was im Riede und was jetzt in den beiden Menschlein vor sich gegangen war. Das aber wußte er, daß er noch nie einen so köstlichen Filmstreifen aufgenommen hatte wie diesen Film von Julius und Babettchen.

«Cut so. Jetzt aber die Aufnahme für die Weltausstellung in Gent!»

Er stellte seinen Apparat vor dem Schlehenbusch auf.

Babettchen steckte sich eine Blume ins Haar. Julius steckte eine zweite dazu, und eben, als sie

meinten, jetzt müßte dann Babettchen richtig hinsehen, rief der Jahrmarktfahrer schon:

«Fertig!»

Zu dritt gingen sie ins Dorf zurück. Der Apparat aber wurde an diesem Tage nicht erklärt.

Am gleichen Abend erlaubte sich Jakob Schoch einen weiteren Scherz.

Gegen Mitternacht, als bereits alle Lichter im Dorfe gelöscht waren, stieg er mit seinem Jahrmarktgrammophon zuoberst ins Hochhus hinauf. Beim Schein einer Laterne spielte er am offenen Giebel Fenster einige Lieder in die Nacht hinaus, Lieder von Liebesfreud und Liebesleid. Das klang so zauberhaft über das schlafende Dorf, daß die Schuppisrüter aufwachten, aus den Federn sprangen, zum Hochhus hinaufstaunten und nicht wußten, was sie von diesem komischen Einfalle halten sollten. Babettchen und Julius aber dachten, daß mit diesen Liedern der alte Schoch ihr junges Glück in den Schlaf singen wollte.

Nun wußten damals die wenigsten Schuppisrüter, was ein Kino war. Zwar pflegten sie alle Jahrmärkte der nähern und entfernteren Nachbarschaft zu besuchen. Dort genossen sie aber lieber das prickelnde Vergnügen einer Zirkusvorstellung, das harmlose Gewimmel eines Tanzbodens oder die saftigen Späße eines Komikers, als daß sie am neumodischen Kino großen Gefallen gefunden hätten.

Seitdem nun aber Schoch mit seinem Kasten in der Gemeinde herumgelauert hatte, wunderten alle, ob sie wohl einmal etwas von dem vielgepriesenen Schuppisrüter Film zu sehen bekämen, den der Jahrmarktfahrer im Sinne hatte zusammenzustellen für seine künftigen Fahrten, ja, mit dem er, wie es sogar hieß, an die Weltausstellung nach Gent reisen werde. So konnten sie der Einladung des alten Schoch nicht widerstehen, am Sonntag einer Kinovorstellung im Dorfwirtshaus beizuwohnen. Selbst die Zurückhaltendsten wurden von Schochs Werbekünsten überwunden.

Aus den Fenstern des «Ochsen» kreischte vom Mittag an ununterbrochen ein großtrichteriger Grammophon, bedient von einem in Indianertracht steckenden Jungen. Dazu zwitscherte vor einem Fenster der Kanarienvogel und neben ihm schimpfte der Papagei. Über dem Saaleingange verkündete ein rosarotes Transparent mit zugkräftigen Schlagworten die Hauptpunkte des sensationellen Programms. Selbst der Saal hatte ein ungewohntes Aussehen. Links der Türe flimmerte ab und zu aus einem rotgestrichenen Eisenkasten ein Lichtkegel nach der an der gegenüberliegenden Wand aufgespannten Leinwand.

Was aber am meisten verwunderte: Julius Seiler war den ganzen Nachmittag dabei, die Sache einzurichten und interessierte sich kolossal für jede Einzelheit der Apparatur. Schoch zeigte ihm gerne seine Schätze, nahm aber dabei den jungen Mann zugleich ins Gebet:

«Ich habe gehört, daß du vor allem in der Gemeinde wirbst für den Verkauf des Riedes? Wie kommt das?»

Julius Seiler antwortete:

«Wenn die Anstalt aus schlechtem Boden guten Boden machen kann, wer sollte es ihr wehren? Schließlich haben wir ja jetzt schon alle Mühe, den außer Kurs gekommenen Torf zu verkaufen. Selbst in der Gemeinde gibt es ja Leute, die sagen, daß der Torf ein lästiges, aschereiches und unsauberes Heizmaterial sei. Eine günstigere Offerte, als wie die Anstalt sie gestellt hat, kommt sicher nicht bald wieder.»

«Hm», meinte Schoch, «meinst du nicht auch, daß, wenn schon das Ried entwässert werden soll, dies eigentlich Sache der Gemeinde wäre. An gutem Boden sind wir ja überdies nicht zu reich. Überhaupt, Gemeindeboden darf nicht verkauft werden! Damit du es weißt, heute werbe ich für die Entwässerung des Riedes durch die Gemeinde.»

Hei, machte unser Julius große Augen.

«Aber ich dachte doch, du wärest so verliebt in das Ried, daß du ihm überhaupt nichts geschehen liebst!» entgegnete er.

«Stimmt, das Ried reut mich so oder so. Aber wie ich in der Gemeinde herumgehört habe, scheint die Mehrheit tatsächlich für den Verkauf zu sein. Da genügt es nicht, das Ried retten zu wollen mit schönen Sätzlein. Es gibt nur eines, die Leute zu bekehren, daß man ihnen zeigt, was sie selber aus dem Riede machen könnten. Es würde mich also freuen, wenn du auf meiner Seite ständest. Übrigens, du scheinst nicht übel Lust zu haben, meinen Kinobetrieb gründlich kennen zu lernen. Wie wäre es, wenn du mich begleiten würdest auf meiner nächsten Reise, sagen wir, auf der Reise nach Gent . . . Das müßte doch schön sein, meinst du nicht! Wir nehmen natürlich unsern Kino mit, und wenn wir an der Ausstellung in Gent auch schwerlich Gelegenheit haben werden, mit unserm kleinen Unternehmen zu prunken, so ist es doch möglich, uns unterwegs damit das Brot zu verdienen und allerhand dazu. Kurz, wir reisen beizeiten ab, machen da und dort einen Aufenthalt, fahren auch wieder ein Stück weit mit unserem rosaroten Wagen und unserer ganzen ‚Familie‘ von Dorf zu Dorf . . . Überleg es dir!»

Der Bursche strahlte ob solcher Möglichkeit, rieb sich aber die Nase:

«Was wohl das Babettchen meint dazu?»

«Wir garantieren ihr, dich heil und gesund wieder heimzubringen. Wenn dann Babettchen sieht, daß du etwas gelernt hast, wird sie sich freuen.»

Unterdessen war es Abend geworden, die Bauern waren fertig mit Füttern, auch in der Käseerei hatte bereits der Späteste eine halbe Stunde früher als sonst seine Milch geschüttet. Es begann die Wallfahrt in den «Ochsen».

Als schließlich die vielen Vaterlandslieder und Opernspotpourris den hintersten Platz des Saales ge-

füllt hatten, als jedes Bäuerlein und Knechtlein genügend Tranksame, jedes Mädchen und jede Frau genügend Backwerk vor sich stehen hatte, trat der alte Schoch aus seinem Eisenkasten und blickte mit listig lächelnden Äuglein über die herbeigeströmte Gemeinde, strich sich vergnügt seinen Zwickelbart und hielt dann eine kurze Ansprache, indem er für den regen Zuspruch dankte, dann das Wesen und die Geschichte des Kinematographen erklärte und unvermutet schloß:

«Und endlich sage ich noch, daß wir das Ried selbst entwässern werden!»

Mit dieser Variation eines Ausspruches des römischen Staatsmannes Cato, der jeder seiner Reden den Satz anhängte, Karthago müsse zerstört werden, schlüpfte er sogleich in sein Apparatenhaus. Der Saal wurde dunkel, die Vorstellung begann.

Ob Schochs letztem Satze hatte alles gestutzt, dann gelacht, aber irgendwie wirkten die unvermutet geäußerten Worte wie ein Peitschenhieb, und während der Lichtkegel über die aufschreienden Mädchen und Frauen hinwegschloß, wurmte es manch einen im stillen, daß der alte Schoch, der Vagant, sich erlauben durfte, ihnen solche Vorschläge zu machen. Jedoch hatten sie keine Zeit, ihren Gedanken nachzuhängen; denn schon begann es auf der Leinwand lebendig zu werden. Als ersten Teil zeigte Jakob Schoch Filme seiner üblichen Jahrmarktvorräte. Grobe Humoresken wechselten mit schauerlichen Verbrecherjagden, Betrunkene torkelten durch finstere Gassen, Diebe flohen im Freiballon und rissen mit dem nachschleifenden Anker Menschen, Tiere und Häuser, namentlich Polizisten in die Höhe.

Die Leute freuten sich dieser Dinge, um so mehr, als ab und zu in der Dunkelheit ein Spaßvogel sich einen Schabernack erlaubte, während von der Tribüne herunter der Indianerjüngling von Zeit zu Zeit gröhlte:

«Und endlich sagen wir noch, daß wir unser Ried selbst entwässern!»

Bald wurde dieser Satz immer wieder gerufen von einem ganzen Sprechchor, vor allem bei jeder Gewässerszene: wenn die von Hunden gehezten Einbrecher über einen Fluß schwammen, ein tollpatschiger Kellner einen Bierkrug fallen ließ oder auf regennasser Straße ungewollt jemand sich hinsetzte. Dieser Satz, freilich von den meisten der Mitschreier wiederholt als Hohn und Spott darüber, daß der Jahrmarktfahrer der Gemeinde solch eine tolle Zustimmung stellte, wirkte aber doch wie ein seltsames Elixier. Der Vorsteher freilich, der war nicht wenig erschrocken, als sein Freund dermaßen mit der Türe ins Haus fiel. Der Satz aber begann erst recht zu wirken, als Jakob Schoch nach kurzer Pause seinen eigenen Film spielte. Da leuchteten plötzlich aus sonnenklarem Himmel märchenhafte Stockwolken auf, Wolken wie Burgen und Schlösser, vor denen ein Bussardpaar in edler Bewegung kreiste. Und aus der Tiefe wuchs die Erde herauf, waldbedeckte

Hügelkuppen, die hochstämmigen Föhren an der Riedeck, der Wald, das Dorf. Es war wirklich reizvoll für die Schuppisrüter, ihr Dorf einmal mit neuen Augen zu sehen, mit den Augen Schochs. Und eine stille Ergriffenheit überkam sie, daß tatsächlich in Schuppisrüti die Bäume, die Menschen, die Hügel und die Wolken so schön waren und so gut zusammenpaßten. Und sie sahen sich selber arbeiten. Wie stolz des Vorstehers Köbi mit dem Garbenfuder vorbeifuhr! Wie schwungvoll der Eggbauer mähte und wie flink seine Tochter das Gras zettete! Von allem hatte Schoch etwas eingefangen: Saat und Ernte, den Werktag und den Sonntag. Männer und Frauen auf dem Kirchwege. Burschen und Mädchen auf dem Wege zur Käseerei. Viehtränke am Brunnen. Ein Tauffest und eine Hochzeit. Kinder beim Spielen. Frauen bei ihren Blumen. Endlich auch das Ried, wie die Gemeinde hinabzog und Torf stach. Wie ruhig und sicher holte der Vorsteher und Bürgerpräsident seine Klöße heraus! «Bravo!» riefen die Leute. «Der Tolpatsch!» aber hieß es, als Julius den Torf ins Wasser platschen ließ. Ein helles Lachen jedoch ertönte, als das Babettschen müde sich streckte und reckte.

Dem Babettschen aber war es unterdessen wind und weh geworden. Wie es alle die vielen Aufnahmen sah und erkannte, daß Schoch wohl immer mehr darauf gebracht, als die Leute geahnt hatten, erinnerte es sich plötzlich jenes Sonntages in der Riedeck. Er wird doch nicht . . . Heiß stieg es in ihm auf und hastig drängte es aus dem Kreise seiner Freundinnen und verließ den Saal. Klopfenden Herzens guckte es aber durch eine Spalte in einem Fensterladen. Eben sah es auf der Leinwand Julius vom Dorfe herkommen und sich nach allen Seiten umsehen. Was wird der Vater sagen! dachte es. Jetzt ist alles aus . . .

Aber o Glück! Ein Knacks! und nur noch der bloße Lichtschein lag auf der Wand. Der Film hatte gerissen und, von einem guten Stern geleitet, zeigte Schoch den Rest der Szene nicht mehr.

Als Babettschen erleichtert wieder in den Saal schlüpfte, war bereits etwas anderes eingespannt.

Zuletzt brachte Schoch einen Film aus einem andern Riede des Landes, das unlängst entwässert worden war, indem verschiedene Gemeinden in großzügiger Art eine Flußkorrektur, Entwässerung und gleichzeitige Güterzusammenlegung durchgeführt hatten, um nachher bei intensiverer Bearbeitung des Bodens das Doppelte des einstigen Ertrages zu ernten. Auf diesem Filme sahen die Schuppisrüter zuerst das einstige Ried, dann die vorgenommenen Vermessungen und Drainagen, Wegbauten, die angelegten neuen Höfe und die wogenden Getreidefelder, wo vorher nur Streue gestanden hatte.

Und schließlich kam eine Zusammenstellung mit Angaben über die Anzahl der entwässerten und zusammengelegten Hektaren, die Zahl der einstigen und der jetzigen Grundstücke und, was vor allem Eindruck machte, die Zusammenstellung der Kosten

und die Art der Bezahlung durch Private, Gemeinden, Kanton und Bund . . .

Als jetzt wieder der Indianerjüngling zum Abschlusse sein Entwässerungssätzlein in den Saal trompetete, da lachte niemand mehr, im Gegenteil, was in so großzügiger Weise an andern Orten möglich war, das mußte doch auch in Schuppisrüti möglich sein. So dachte man wenigstens im geheimen, auch wenn man nach Außen noch allerlei Bedenken äußerte.

Es lag am Schlusse dieser Vorstellung ein ganz eigenartiger Glanz in den Augen vieler Bürger. Sie kamen, ihnen voran der Vorsteher, für den gelungenen, schönen Abend zu danken. In den folgenden Tagen bedachte tatsächlich manch einer, der bis jetzt für einen Verkauf des Riedes gestimmt hätte, daß wirklich das Ried zur Gemeinde gehöre, und wenn schon, dann von ihr entwässert werden mußte.

Babettschen und Julius aber schwangen nach der Kinovorstellung zusammen so fleißig das Tanzbein, daß auch ohne Riedeckfilm die Leute wußten, wieviel Uhr es geschlagen habe.

Auf den andern Sonntag wurde nun die Riedgemeinde angesetzt, und des Vorstehers und Bürgerpräsidenten Aufgabe sollte es nun sein, den wachgerüttelten Bürgern noch gänzlich die Augen zu öffnen.

Tagelang hatte er gesonnen, was eigentlich er tun könne, den Riedhandel zu verhindern. Schließlich las er die alten Protokolle durch, worin seit der Vorväter Zeit alle Begebenheiten im Riede aufgezeichnet waren. Es schien ihm, die alten Worte und Sätze besäßen eine eigenartige Macht und könnten am ehesten davon überzeugen, daß das Ried auch jetzt noch zur Gemeinde gehöre.

Vollzählig waren die Bürger erschienen. Außer denen, die im Militärdienst waren, fehlte keiner. Selbst die Alten, die nicht mehr verpflichtet gewesen wären zu kommen, hatten sich eingefunden, unter ihnen natürlich auch der Jahrmarktfahrer.

Nach Schochs Propagandaabend hatten sie auf diesen Tag vom Bürgerpräsidenten eine wichtige Rede erwartet, auch wenn sie wußten, daß er mit dem Entwässerungsprojekt nicht sofort losschießen werde. Solch ein Stürmi war Hanskonrad nicht! Nun aber wurden sie überrascht, als der Präsident das alte Gemeindebuch vor sich auf den Tisch legte und sagte:

«Bürger, ihr seid zusammengekommen, über einen eventuellen Verkauf des Riedes zu beschließen, nachdem es jahrhundertlang ein wesentliches Stück unseres Gemeindebesitzes war. Und daß es seit langem zu uns gehörte, das mögen nochmals die alten Riedverordnungen beweisen.»

Und Hanskonrad begann jene Gesetze zu lesen, an die er jedes Frühjahr erinnert hatte vor dem Verlosen der Torfteile, Gesetze, die man nicht jedes Jahr im Wortlaut zu wiederholen brauchte, da sie

als Selbstverständlichkeit vom Vater auf den Sohn übergangen: Gesetze über Art und Weise der Torf- und Streueverlosung, Vorschriften über Benutzungsrechte, Größe der auszumessenden Teile und die Tiefe des Torfstiches. Dann auch Beschlüsse über das Verkaufsrecht überschüssigen Bürgergutes. Es waren diese Verordnungen geschrieben worden vor Jahrzehnten schon, zum Teil mit Wörtern und Satzwendungen, welche darauf hindeuteten, daß sie aus dem vorigen oder aus einem noch früheren Jahrhundert stammten. Und wie diese Sätze auf Hanskonrad eine eigenartige Macht ausgeübt hatten, so zeigten sie auch den Bürgern wieder, daß es tatsächlich nicht angehen mochte, das Ried nach so langer Zugehörigkeit zur Gemeinde in privaten Besitz überzuführen.

Tatsächlich, der Riedhandel war kein gewöhnlicher Handel.

Es war sehr klug gewesen von Hanskonrad, die alten Satzungen zu verlesen.

Wie Hanskonrad Schuppli das alte Gemeindebuch zuklappte und die Hände drauf stützte, glich er einem Pfarrer, der eben den Text der Predigt verlesen hat.

Jetzt führte er aus:

«Bürger, ihr wißt, es ist ein Antrag eingegangen, das Ried zu verkaufen. Es hat vorerst keinen Sinn, diese Offerte in ihren Einzelheiten bekanntzugeben. Sprecht euch zuerst darüber aus, ob ihr das Ried verkaufen wollt oder nicht; denn nicht der Preis und nicht die Person des Käufers sollen den Ausschlag geben. Maßgebend für uns darf bloß sein, ob ihr es vor euch, vor euern Vorfahren und euern Nachkommen verantworten könnt, daß das Ried heute keine andere Bedeutung mehr haben soll für die Gemeinde, als daß es so und so viel wert ist.

Aber nicht wahr, der ist ein schlechter Bauer, der eine Wiese bloß deswegen verkauft, weil sie im betreffenden Augenblicke hoch im Preise steht, und der ist ein schlechter Bürger, der sein Land verkauft, einfach weil eine günstige Offerte da ist. Bürger, in jedem Lande, selbst in unserem Riede, liegt etwas, das nicht bewertet, also auch nicht verkauft werden kann, nämlich das Recht, als eine freie Gemeinde auf freiem Boden zu raten und zu beschließen, zu arbeiten und zu festen. Und wenn das Ried in seiner heutigen Form euch wenig mehr bedeutet, so haben wir, wie Jakob Schoch uns eindringlich gezeigt hat, die Pflicht, diesem Fleck Erde diejenige Form zu geben, die eben der Zeit und den Umständen angepaßt ist. Wenn etwas geschehen soll mit dem Riede, dann werden wir eben uns zu etwas mehr entschließen müssen, als bloß zu einem Verkaufe. Bedenkt das! Die Diskussion ist offen!»

Und auf das dicke, schwere Protokoll gestützt,

schaute der Vorsteher über die bunte Schar seiner Bürger.

Es meldete sich keiner.

«Verschieben!» rief schließlich jemand.

Verschieben, zuwarten, das war in diesem Dorfe, wie das Protokoll bewies, ein häufiger Ausweg aus kritischen Situationen, war aber praktisch gleichbedeutend mit vergessen und begraben sein. Diesmal schien diese Formel aber nicht zu genügen.

Es erhob sich neben dem Jahrmarktfahrer Julius Seiler. Er sagte:

«Bürger, ich glaube, wir sind es uns, unsern Vorfahren und unsern Nachkommen schuldig, diesmal den Antrag zu präzisieren. Wer dafür ist, daß wir das Ried nicht verkaufen, sondern es nach gründlicher Überlegung und nach ausgiebiger Beratung mit Fachleuten zu gegebener Zeit selbst entwässern, der möge es bezeugen . . .»

Der Vorsteher wehrte ab. Dies war ein Übergriff in seine Abstimmungsrechte. Er wollte den Antrag wiederholen, aber schon flogen die Hände hoch.

Alle Hände flogen hoch.

Das Ried war gerettet.

Kurz darnach rüstete sich Jakob Schoch zur Ausfahrt an die Weltausstellung in Gent. Julius Seiler begleitete ihn, um unter Jakob Schochs Anleitung sich zum Photographen auszubilden.

Babettli hatte ein gutes Jahr zu warten, bis der plötzlich ausbrechende Weltkrieg den Jahrmarktfahrer und seinen Schüler zurückbrachte, wobei es diesen und auch den andern Schuppisrüttern zum betäubendsten Erlebnis wurde, daß der Krieg auch in ihr Ried einbrach, indem es, unter Androhung der Expropriation, zur maschinellen Ausbeutung des Torflagers verpachtet werden mußte.

Zwei Jahre dauerte die Ausbeutung, dann verwandelte der beendigte Krieg die «Kohle» wieder zu Torf.

Das Ried fiel wieder an die Gemeinde zurück.

In der Mitte des Riedes war von da an ein See. Was westlich dieses Sees lag, wurde in einer neuen Gemeinde-Versammlung der Anstalt zugewiesen, während die östliche, größere Hälfte von der Gemeinde urbanisiert wurde.

Selbstverständlich ist der alte Jahrmarktfahrer längst zur letzten Reise ausgezogen und lauscht nun den Glockenspielen auf den Türmen der Ewigkeit.

In Julius Seiler aber hat er einen würdigen Nachfolger gefunden, der, wenn auch nicht als Jahrmarktfahrer, so doch als geschätzter Reporter das Land durchzieht und, trotzdem er seines Berufes wegen mit seinem Babettchen in einer unserer Städte sich niederließ, immer wieder den Weg zurückfindet zur stillen Schönheit seiner Heimat.